

Nr. 246. Bromberg, den 23. Oktober 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich bin glücklich, mit Ihnen zusammen zu sein." Was soll man einer Künstlerin sagen, die so verwöhnt ist, denkt er. Schmeicheleien über ihr edles Klavierspiel? Die Geraldi sieht nicht danach aus, daß sie darauf wartet ... Und doch drängen sich Worte des Lobes ihrer Kunst auf seine Lippen. Hortense erwidert nichts; sie sieht ihn nur lächelnd an. Sie mag diesen streng gemeißelten, ehrlichen Männerkopf gar zu gern.

„Warum geben Sie sich so große Mühe, mir zu beweisen, was ich schon längst weiß? Erzählen Sie mir doch lieber etwas von sich!"

Nun ist Achaz erst recht in Bedrängnis. Von sich selbst und seinen Taten viele Worte zu machen, ist nicht sein Geschmack. Aber er schaut zu den Tanzenden hinab und fragt:

„Wissen möchte ich, warum Juliane von Sanden heute abend nicht hier ist. Können Sie es mir vielleicht sagen?"

Ich könnte schon, denkt Hortense, aber ich habe dem Prinzen und dem Polizeimeister versprechen müssen, über die Sache zu schweigen ... Aber einen kleinen Trost muß sie diesem verliebten Jungen doch geben.

„Ich habe gehört, daß sie verreist ist!" erwiderte sie. Die Enttäuschung steht auf seinem Gesicht! Wie tief muß die Verehrung für diese Frau in seinem Herzen sitzen, diese ungeklärte, vielleicht sogar zweifelhafte Persönlichkeit, deren Haltung bestechen, aber doch niemals erwärmen konnte. Aber welches junge Mädchen, selbst wenn es Geraldi heißt und eine berühmte Pianistin ist, könnte diese Wahrheit wohl einem jungen Mann sagen, der vorläufig die Frauen nur nach dem Maß von Liebenswürdigkeiten beurteilt, die sie ihm vorspiegeln ...

„Ja", sagt Hortense gedehnt, „Juliane ist verreist. Vielleicht auf längere Zeit ..." (Wenn die Polizei sie bekommt, vielleicht auf ganz lange Zeit, denkt sie.) Aber zu Achaz äußert sie ein wenig boshaft: „Es ist natürlich bedauerlich, daß ihre Abwesenheit im Leben so vieler Männer eine Lücke hinterläßt."

Achaz fühlt den Stich wohl, und er beeilt sich, die Scharte auszuwetzen. „Ich gehöre nicht zu denen, die von einer Frau abhängig sind!" sagt er großartig, „aber ich bedauere den Verlust der gesellschaftlichen Anregung, die sie zu geben verstand."

Hortense nippt ein wenig vom Rüdesheimer. Ob er wirklich ganz blind war? „Glauben Sie, daß Juliane eine echte Kurländerin war?"

„Sie sagte es doch. Was sollte sie denn gewesen sein?"

„Ja, was sollte sie sonst gewesen sein! Ich weiß es nicht."

„Lassen wir das!" entscheidet Achaz, fast ärgerlich, „Juliane war immer heiter, lebensprühend, elegant und lustig —, das hat man als Mann gern. Sie sind im Gegensatz dazu viel zu ernst!"

„Sie war das Zuckerbrot, während ich der Kartoffelbrei bin — so ungefähr — ja, ich weiß" — sie lacht herzlich — „aber das macht nichts. Ich bin sogar froh, daß Sie nicht auch schmeicheln wie alle anderen, die mir alle Eigenschaften nachsagen, an denen Ihre verschollene Juliane so reich war. — Aber, und ihr Ton wird ernst und dunkel, „ich habe eben auch schon sehr großes Leid im Leben erfahren, bitteres Leid! Meine Mutter starb früh und mein Vater ... Bedenken Sie- was das heißt — sich allein durch die Welt zu schlagen, die so von Unruhe glüht wie unsere Welt. Glauben Sie wirklich, daß es Krieg gibt?"

Achaz schaut Hortense lang und aufmerksam ins Gesicht. Da klang ein Ton mit, der ihn seltsam berührte. Er sieht sie mit einem Mal in einem ganz anderem Licht. Die edle Stirn, der entschlossene Mund, das feinnervige Profil sind ihm bisher in ihrer Durchseelung noch nie so aufgefallen wie eben, wo die Künstlerin nicht am Flügel, sondern am Tisch ihm gegenübersitzt. Er hat das Gefühl, als müsse er sich ihr irgendwie als Beschützer anbieten.

„Ich glaube nicht, daß der Krieg vermieden wird, und ich bin entschlossen, auf jeden Fall in der Nähe Louis Ferdinands zu bleiben. Ich kann ihm wenigstens als Kundschafter nützlich sein ... aber, um auf Ihre Worte zurückzukommen. Juliane stammt, so sagten Sie ..."

Hortense nickt.

„Daß sie heute nicht da ist, hat vielleicht sehr viel mit dem Namen Chaumette zu tun", sagte sie.

„Chaumette ..." — Achaz springt erregt auf. „Chaumette, dessen unsichtbarem Dasein ich seit Monaten überall begegne, wo Preußen verraten wird. Was wissen Sie von Chaumette?"

In diesem Augenblick tritt ein Mann in die Loge, den Hortense anstarrt, als sei er ein Gespenst: der graukarierte Engländer aus dem Bankhause Sanden. Und hinter ihm taucht der Polizeimeister auf. Und der letztere sagt, und jedes Wort fällt steinschwer in ihre Seele:

„Wenn Sie nicht Ihr Leben unbedingt aufs Spiel setzen oder gar verlieren wollen, so packen Sie Ihre Koffer und fahren mit Lord Irving noch in dieser Nacht nach Hamburg. Ich rate Ihnen gut. Kommen Sie! Alles, was Sie wissen müssen, auch warum ich hier bin, sollen Sie noch erfahren ..."

Hortense zögert und blickt Achaz an.

Dieser bittet den Polizeimeister auf ein paar Worte hinaus.

Hortense blickt den Engländer ängstlich an. Aber er lächelt nur einsam — traurig und sagt leise: „Solch eine Tochter wie Sie hatte ich auch einmal, und ich verwöhnte sie und legte ihr eine Welt voll Reichtum zu Füßen ... Darum können Sie mir völlig vertrauen. Ich will nur Ihr Bestes. Mein Leben würde ich opfern, wenn Sie in Gefahr wären — und Sie sind jetzt in Gefahr! Als ich Sie zum ersten Male sah, dachte ich: warum ist diese nicht deine Tochter, warum hat die Natur sich geirrt ..."

„Also reisen Sie sofort, Fräulein Geraldi", sagt Achaz, der wieder hereinkommt, „und wenn wir uns, worauf ich hoffe, wiedersehen, ist diese trübe Zeit längst vergessen und wir schreiten in Sieg und Freude. Ihre Sicherheit erfordert, daß Sie reisen. Sie werden auf der Polizeidirektion alles erfahren."

Wann werde ich dieses herrliche Blau dieser Augen wiedersehen, rätselt Achaz, als sie gegangen ist? Und wird das Geschick sie mir je wieder über meinen Weg führen?

*

Eine Herbstnacht in Rudolstadt. In der Front des herzoglichen Schlosses leuchten die Fenster. Schatten gleiten hinter den Vorhängen hin und her. Auf dem Schloßhof tönt Pferdegetrappel. Aus dem Dunkel tauchen Ordonnanzen auf und verschwinden wieder. Im Hauptquartier Louis Ferdinands ist alles in fieberhafter Unruhe, seit von Jena der Anmarsch Napoleons und seiner Hauptarmee gemeldet wurde. Jedesmal, wenn eine neue Meldung eintrifft, werden die Gesichter der Offiziere, die, über die Karten gebeugt, ihre Einzeichnungen vornehmen, sorgenvoller . . .

Husaren bringen einen Zigeuner. Der Gefangene ist in einem Wäldchen nahe bei der französischen Avantgarde von preußischen Husaren aufgegriffen worden.

„Höchst verdächtig", sagt der Wachtmeister und sieht die große, schlanke, kräftige Figur des Gefangenen mit höhnischem Blick an. „Der Junge hat sicher mal bessere Zeiten gesehen."

„Stimmt!" sagt der Gefangene. „Aber Sie raten bestimmt nicht wo!"

„Maul halten, dämliche Kreatur! — Komm mal hier ans Kaminfeuer!"

Der Gefangene lacht, als der Wachtmeister ihm den falschen Bart abreißt.

„Immer feste!" sagte er, „desto schneller kommt der wahre Adam zum Vorschein!"

„Werden dem Adam — dem wahren Adam — gleich die richtige Temperatur durch eine Einreibung beibringen."

Die Soldaten brüllen. Da kommt Nostiz, der Adjutant Louis Ferdinands. Er ist blaß und erregt.

„Noch keine Meldung von Gneisenau?"

Zu Befehl! Noch keine Meldung!" — „Wen haben Sie denn da?" Er tritt auf den Zigeuner zu, faßt ihn scharf ins Auge und ruft aus. „Aber das ist ja . . ."

Der Zigeuner legt den Finger auf den Mund: „Schweigen Sie, lieber Nostiz, Ich bin es, ja . . ."

„Feine Maskerade haben Sie da gewählt!" Nostiz lacht schallend. Zum Wachtmeister: „Das erste Lachen seit vierundzwanzig Stunden so recht von Herzen, lieber Wachtmeister —, lassen Sie man, der Gefangene ist frei. Es ist einer unserer besten Kundschafter. Kommen Sie mit, Achaz! Zu Louis Ferdinand! Er erwartet Sie mit Sehnsucht . . ."

Im Seitenflügel des Schlosses breitet sich Dunkel wie ein Samtteppich.

Nur im Musikzimmer schwingt sich strahlende Helle bis in alle Winkel. Ein Rausch von Tönen flutet dort in Tongestalten, fast körperlich. Prinz Louis Ferdinand sitzt vor dem Flügel und phantasiert. Die schlanken Finger zeichnen heitere Figuren: wie Tanzende wiegen sie sich im Dreiklang. Plötzlich Pause. — Stillgestanden das Ganze . . .! Wir sind nicht auf der Welt, um glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu tun . . . Nie war ein Zeitalter so berstend voll von heroischen Plänen, vom Zündstoff der Probleme, schäumend von Wandlungen, Geschichten, aufbrausenden Entwürfen. Also: allegro energico . . . ein gehämmertes Thema fliegt in Oktavsprüngen wie ein stählerner Befehl aus der linken Hand. Die Rechte antwortet adagio molto — mit einer sanften Arabeske: „Wir sind noch nicht fertig!" —

Louis Ferdinand sagt es laut vor sich hin. Er hat keine Zuhörer außer sich und den Erinnerungen, die diesen Raum bevölkern. Erinnerungen an hohe Geister, die sich hier einst scharten.

Einsam spielt er. Titanische Ziele vor Augen. Entgegengestellt diesem grausamen, gärenden, tollen Zeitalter, das einem wilden Renner gleicht, der dahinstürmt, um alles Schöne niederzutreten. Bis jetzt konnte Bonaparte ihn nur reiten . . .

Achaz hat sich von Nostiz heraufführen lassen. Nun wollen und dürfen sie die Selbstvergessenheit des Künstlers nicht stören. Sie setzen sich schweigend in den dunklen Vorraum auf die leichten Rokokostühle und horchen:

Da ist ein Lebensschöpfer nebenan. Ein neues Werk wird unter seinen Händen . . . Und es ist, als ob er mit der Seele dieser Zeit und ihren Höhen und Tiefen rechtete und stritte, als sie ihn spielen hören:

Er schlägt eine selige Weise an: schön, harmonisch, anmutig wie weißer Stuck, blaue und rosafarbene Damastbespannung, Blumen, Ornament, Schäferspiel. Es ist die alte Zeit . . . Aber das ist nur Vorspiel. Das Hauptthema springt hervor, stählern in seinem Rhythmus und groß: wie ein neuer Mensch. Heldisch ist diese Zeit!

Louis Ferdinand läßt plötzlich die Hände auf den Tasten ruhen und sagt vor sich hin: „Oh, Beethoven, heilig ist das Vermächtnis, das dein Lob mir hinterließ: „Mein Prinz, Ihr Spiel ist nicht das eines Generals, sondern das eines Genies!" — Das verpflichtet. Ich will und muß es gewinnen, das Spiel, draußen auf dem Schlachtfeld, hier im Elysium des Geistes! Und doch — ich sehe Schatten, überall Schatten! Sie kommen, die Totenmasken. Sie verdecken die Sonne . . . Der Satz muß tragisch enden!"

Und staunend, erschüttert, den Atem anhaltend, hören Achaz und Nostiz das neue Werk, das Louis Ferdinand unter seine Hände nimmt . . . Wie das strömt, sprudelt, aufbegehrt! Wie der heitere Ton, der eine, der ans Leben glaubt, immer wieder aus Sonnenhöhen, beruhigend, klärend, herabstürzt auf das Meer der Leidenschaft! Wie endlich die Linke mit vier mächtigen Akkorden Halt gebietet, und die Versöhnung einsetzen will zwischen Hell und Dunkel.

Aber das Dunkel behauptet das Feld. Das C-Moll bleibt. Jäh zerfallen die freundlichen Gedanken, schneidend beleuchtet aus dunkler Wolke. Wie ein letzter Strahl aus abendlicher Sonne kommt das Ende . . .

Louis Ferdinand springt auf, als besinne er sich auf den Ort, wo er sich befindet, auf den Geist, der hier herrscht, auf die Soldaten, die draußen biwakieren . . .

Er geht auf und ab . . . Es ist so seine Art, wenn seine Gedanken seine Ruhe aus dem Gleise werfen wollen.

Nostiz macht Achaz ein Zeichen, und sie treten ein. Louis Ferdinand starrt Achaz an und fährt sich mit der Hand über die Stirn, als müsse er eine Einbildung wegwischen . . .

Dann steckt er den Zeigefinger durch das Loch des geflickten Zigeunerkittels, den Achaz trägt, genau über dem Herzen und sagt ernst und feierlich:

„Daran erkenn' ich das Bismarcksche Herz. Vom König verschmäht und doch dem Vaterland heilig verbunden. Ich danke Ihnen, mein Freund . . ." Er drückt ihm die Hände. „Und nun erzählen Sie! Denn ich sehe, wie gut Sie gekundschaftet haben."

Acharz überreicht ihm ein Papier. „Hier habe ich die derzeitige Stellung und ungefähre Gefechtsstärke der Franzosen eingetragen."

„Ah — die erste wirklich genaue Stärke . . . wie haben Sie das nur herausbekommen?"

„Durch Dummheit, mein Prinz — ich hatte an nichts Interesse, nur an Schnaps — und dabei erfuhr ich alles . . . Die Gefahr ist groß . . . Sie haben nicht eine Avantgarde, sondern das ganze Korps des Marschalls Lannes vor sich. Und Lannes will seine Reiterei erst einsetzen, wenn Sie die Ihre verbraucht haben."

„Was sagt General Bevilaqua zu der Lage, Nostiz?"

Nostiz kann nur Belangloses sagen. Unwirsch entgegnet Achaz:

„Ach, der Sachse! Verlassen Sie sich keineswegs auf den, mein Prinz! Im Ernstfall können Sie nur auf sich selbst bauen."

„Nostiz, suchen Sie unter allen Umständen jetzt Gneisenau heranzuholen. Ich muß wissen, was ich von der Hauptarmee zu erwarten habe."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kuchenreuther.

Erlebnis von Georg von Schlieben.

Die Kavaliere von einst, die Kavaliere, die da groß wurden zwischen Kriegen und Raufereien, für die war Kuchenreuther der Meister aller Meister. Kuchenreuther war Handwerker, Büchsenmacher in Augsburg, aber er lebte wie ein Edelmann und war unnahbarer als ein Fürst. Die Pistolen, die er anfertigte, waren in den wildbewegten Zeiten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts das Beste und Sicherste, was man sich denken konnte.

Englische Lords unternahmen die beschwerliche Reise, um bei dem Meister persönlich zu bestellen, und das will etwas heißen. Er arbeitete nicht für jeden. Ein Meister, der sich seine Leute ansah. Er wollte Gesichter haben. Er sah sich sehr genau die Hände seiner Besteller an. „Euer Hochwohlgeboren können nur mit dem Raufdegen umgehen, nicht aber mit dieser Pistole . . .“

Diese Waffen gingen in alle Welt, und alle Welt verstand Deutsch, wenn nur der Name „Kuchenreuther“ fiel. Die Stücke haben sich gehalten bis auf unsere Tage, und besonders die Duellpistolen, die gezogenen, die man so leicht in die Hand nimmt, die ein so schweres Kaliber haben — Kaliber 9 Millimeter —, aber die auf dreißig Schritt genau ins Schwarze gehen. Gewiß, man hat heute Weitschußpistolen, 50 bis 100 Meter, mehr noch. Jedoch die Kuchenreuther sind Pistolen, mit denen man in der Sekunde fertig ist, und in der Gefahr kommt es immer auf die Sekunde an. Das ist der Sinn der Pistole und weiter nichts. Kuchenreuthers Waffen wurden später oft umgearbeitet. Ursprünglich waren sie Feuersteinwaffen, — das heißt, daß in den Hahn ein Stück Feuerstein eingeschraubt wurde, dann war da eine Pfanne, auf die Pulver geschüttet wurde, und von dieser Pfanne führte ein Loch in den Lauf, und so entzündete sich dann das Ganze. Es waren gezogene Läufe. Die Pistolen vererbten sich von dem Vater auf den Sohn. Sie bekamen Perkussionszündung, — das bedeutet, daß die Zündung durch das in der damaligen Zeit vielbesungene Zündhütchen erfolgte, das Mucken hatte wie eine alte Jungfer; die Ladeweise war die gleiche geblieben . . . Und es kam die Erfindung der Hinterlader. Zunächst die Papp-Patrone nach französischer Art, dann die Hülse aus Messing. Aber das alles nur so nebenbei.

Ich lernte die letzten Kuchenreuther in Böhmen kennen, in der Sommerzeit, und erlebte eine Episode, die ich noch heute nicht vergessen habe. Er hieß Randolf und stammte aus dem Schwäbischen, und die Leute sagten „Herr Baron“ zu ihm. Erst später erfuhr ich, daß er aus einem regierenden Hause stammte, es wohl aber liebte, schlicht und mit einfacherem Namen durch die Welt zu gehen als mit vielen Titeln, viel Gefolge und mit viel Unrast.

Wir trafen uns ein paarmal in der Weinstube. Er war ein großer starker Mann mit einem ausdrucksvollen, feinen Gesicht und mit starken Augen, die in der Stille und beim Wein träumen konnten. Eines Tages traf ich ihn auf dem Schießstand, ich versuchte gerade eine neue belgische automatische Pistole, mit der ich überall hin traf, nur nicht ins Schwarze. „Teufel noch einmal!“ Er stand neben mir. Er griff in die Seitentasche seines Rockes und zog eine alte unansehnliche Pistole heraus. „Das ist eine Kuchenreuther, umgearbeitet“, erklärt er mir, „Kipplauf und ein Riesenkaliber.“ Er legte an, im Augenblick krachte der Schuß. Mitten im Schwarzen saß er. Das brachte er noch sechsmal fertig, dann fühlte er den Lauf ab: „Heiß . . . so etwas muß man schonen.“ Er bat um Wischstock und Öl, und ganz sorgfältig reinigte er die Waffe . . . „Aber in der Gefahr, in der Gefahr haben Sie nur einen Schuß!“ — „In der Gefahr brauche ich nur einen Schuß“, erwiderte er, „das müßte Ihnen bekannt sein, das ist ein Ausspruch Napoleons: Der erste Schuß muß sitzen, dann bleiben die anderen zurück.“ — Und dann sollte ich ein richtiges Treffen miterleben.

Wir saßen ahnungslos im Kursaal beim Abendessen. Ein paar Tische vor mir der alte General, der als Fähnrich noch unter Radetzky gefochten hatte. In der Nähe der Tür saß der Balladendichter Glutstrom mit seiner Sekretärin, die aussah wie seine Amme. Und gerade, als die Musik den Feuerzauber aus der Walküre spielte, da trat der Fürst Wronof mit der Wiener Sängerin Hella ein. Der Wronof hat die Hella später geheiratet, und just an dem Abend wollte er sich mit ihr verloben.

Man spielt also den Feuerzauber, und da erscheint der pechschwarze, unangenehme Kerl, der Albanese, der die Hella schon seit Monaten verfolgt, und nimmt oben auf der Balustrade, wo kein Mensch sitzt, Platz. Und dann, ich hatte schon so eine Ahnung, da schreit er wild: „Du sollst keinem anderen gehören!“ Und wirft den Tisch um und beginnt zu feuern. Der Fürst springt auf und stellt sich vor die Hella. Der alte General bleibt ruhig sitzen. Hinten zersplittern, von den Kugeln getroffen, die großen Spiegelscheiben. Frauen flüchten schreiend. Der Balladendichter Glutstrom wird von seiner Sekretärin aus der Tür geschleift . . . Die moderne Magazinpistole des Albanesen knallt weiter. Irgendwer schreit nach der Polizei. Von dem Lüster rieselt Glas, und etliche elektrische Birnen platzen. Der Albanese schiebt hörbar ein neues Magazin ein.

Da steht Randolf mitten im Saal ganz aufrecht und zielt ruhig wie auf dem Scheibenstand, und dann geht mit Donner und Knall und viel Feuer und Dampf die Kuchenreuther los, und der Albanese rollt auf die Seite.

Die Kugel hatte ihm den rechten Arm durchschlagen Und dann kam die Polizei mit komischen, altmodischen Mannlicher-Karabinern und bemächtigte sich des Attentäters. Und dann kamen die Damen zurück, und auch der Balladendichter erschien mit seiner Schreibhilfe. Der Fürst nahm wieder Platz, nur Randolf stand noch aufrecht. Ob der Herr Baron Wünsche habe, fragte der noch bleiche Kellner. Ja, einen Wischstock und Öl zum Reinigen seiner Pistole! Sie hatten es nicht, aber sie besorgten es, und erst, als er die Waffe gereinigt hatte, setzte er sich nieder zum Abendessen. Und dann hob er sein Glas, hob es wie ein Dichter, der einer fernen Geliebten zutrinkt, gerade als die Musik „Fingals Höhle“ von Grieg spielte.

Zweimal Dieter.

Skizze von Wolfgang Federau.

Fast auf den Tag ein Jahr nach dem jähen und furchtbaren Tode seines Bruders wurde er geboren. Und da er nun, mit ernsten, fragenden Augen und weißblonden Haaren, in seinem Bettchen lag und zum ersten Mal in diese Welt blickte, die er noch nicht begriff, sahen die Eltern einander an. Ja, sie bemerkten die Tränen, die in ihrer beider Augen standen, ganz tief innen, sie liebten sich sehr; sie verstanden sich auch ohne Worte und wußten sogleich: dieses Kind, dieser kleine Junge, er sollte Dieter heißen. Dieter mußte er heißen, wie der andere, der Tote, der so sinnlos hatte sterben müssen. Als Kind, mitten aus dem unschuldigen Spiel heraus . . .

Also fiel der Schatten des Todes bereits über die Wiege des Kleinen — aber er wußte es nicht. Er lachte, und er weinte, wie es seine kleinen Leiden und Freuden und Bedürfnisse mit sich brachten, er war ein Kind wie andere Kinder. Manchmal, wenn die Mutter ihn in den Armen hielt, die sammetweiche Haut des kleinen Körperchens mit zärtlichen Küssen bedeckte, dann dachte sie: „Nun wird alles wieder gut. Jetzt wird es nicht mehr geschehen, daß ich am Abend nicht einschlafen kann, immer von der Vorstellung überwältigt, von der Erinnerung: heute vor einer Woche — oder vor zwei Wochen — oder vor einem Monat, da lebte er noch. Daß ich plötzlich das Gesicht meines Ersten vor mir sehe, seinen Kopf mit der furchtbaren, klaffenden Wunde, aus der das junge Leben dahinströmte, unrettbar, unhemmbar.“

In Wahrheit aber konnte die Mutter den anderen, den Toten, nie vergessen. Und dieser zweite Dieter, er war in ihrer Vorstellung nichts anderes als die Wiederholung des ersten. Sie hatte ihr Kind, ihr einziges Kind, zum zweiten Male geboren — das war es.

Der Mann? Nun, er war ein Mann, und er trug seine Gefühle nicht zur Schau. Aber wenn er, nach einem harten und arbeitsreichen Tage, mit dem Kleinen spielte und tobte, wenn er ihn anschaute und nicht müde wurde, ihn zu betrachten, dann wußte er im Grunde seines Herzens, daß er nicht anders empfand als seine Frau. —

Der Junge wuchs heran, er war noch klein, gewiß, doch wurde seine Ähnlichkeit mit dem Toten von einem Jahr zum anderen größer und unverkennbarer. Oder lag dies nur daran, daß mit jedem verrinnenden Jahr die Vorstellung von dem wirklichen Aussehen des Erstgeborenen in der Erinnerung der Eltern blasser und schwächer wurde? Jedenfalls war diese Ähnlichkeit rein äußerlich, und zumindest die Mutter sah mit Erschrecken, daß ihr Kind in allem anderen dem Verstorbenen

kaum glich. Der Tote war heiter gewesen, fröhlich, übermütig, immer zu Schelmenstreichen aufgelegt — der Lebende blieb ernst, nachdenklich und verschlossen. Er lachte selten, und wenn er es dennoch tat, so klang noch in diesem Lachen eine Frage und eine unbewußte Trauer mit.

„Ich verstehe dich nicht", sagte die Mutter zuweilen, da Dieter begann, verständig zu werden. „Ich verstehe dich nicht. Dein armer toter Bruder Dieter, den du nie gesehen hast, der hat . . ." Ja, und dann erzählte sie, was der andere, der Tote, getan hätte, in diesem Falle, wie er sich verhalten hätte, und daß sie an ihm immer nur Freude erlebt habe, daß er immer wie ein Sonnenstrahl durch die Zimmer gehuscht sei.

Dieter hörte sich das alles an, und wenn man ihn fragte, ob er sich nun nicht Mühe geben wollte, es dem Toten gleich zu tun, dann nickte er ernst und willig. In seinen Augen freilich schimmerte es feucht dabei — aber das sah die Mutter nicht, und der Vater, der natürlich erst recht nicht.

Dieter mochte wohl wollen, was half das viel. Er war, bei aller äußeren Ähnlichkeit, anders als der Tote, und er wuchs anders auf als jener. Jenen hatte ein Kraftwagen mitten aus dem Spiel und lachender Lebensfreude herausgerissen — dieser wurde überwacht und behütet, auf daß ihm ja nicht ein ähnliches Schicksal widerfahre. So hatte er kaum einen Spielgefährten, durfte nie allein auf die Straße, wurde später, als er das sechste Lebensjahr erreicht hatte, zur Schule begleitet und wieder abgeholt, vom Vater bald und bald von der Mutter. Er schämte sich sehr, als es in einer Zeit noch geschah, da all die anderen längst selbständig ihren Weg machten. Doch hätte er nicht gewagt zu bitten, man möge ihn allein gehen lassen, denn er spürte wohl den Grund, warum es geschah, und die Liebe, die Angst und die Sorge, die darin lagen.

Auch in der Schule zeigte sich der Unterschied. „Ich weiß nicht", klagte die Mutter zuweilen, spät am Abend, wenn Dieter längst in seinem Bett lag, „er ist doch nicht dumm. Bestimmt ist er nicht dumm. Aber er lernt so schwer, ganz anders als unser Ältester. Dem flog alles so zu, und er, er muß sich jedes bißchen schwer erarbeiten . . ."

Sie gab sich viel ab mit ihrem Kinde. Nahm sorgfältig alles mit ihm durch, was sie in der Schule gehabt hatten. Sie sah den Eifer, die Mühe, die der Junge sich gab. Die Tränen, die er weinte, wenn die Mutter ihn einmal allein ließ, sah sie nicht.

Dann, in einer Nacht, geschah es. Der Vater erwachte von irgend einem Geräusch, und da er die Nachttisch-Lampe andrehte, sah er, daß auch seine Frau wach lag. „Mir war so", sagte sie unruhig, „als wäre die Tür gegangen."

Sie lauschten einen Augenblick in die Nacht hinaus. Die Tür zu dem benachbarten Kinderzimmer stand halb offen, sie hätten den ruhigen Atem des Knaben hören müssen, eigentlich. Aber alles war still.

Plötzlich sprang der Mann auf, lief hinüber ins Kinderzimmer. Das Bett war leer. Die Kleider ebenfalls fort. Aber da lag ein Zettel auf dem Tisch, aus irgend einem Schulheft herausgerissen. Und in seiner großen, ungelenken Handschrift hatte der Junge darauf geschrieben: „Ich mag nicht mehr Dieter sein."

Der Mann wurde blaß. Er zeigte den Zettel der Frau, die schluchzend neben ihm stand. Nahm sich nicht die Mühe, sich anzukleiden, sondern warf den Mantel über und stürzte hinunter auf die Straße.

Da stand, ein paar Ecken weiter, ein kleiner Junge, verloren auf einem großen Platz, über den die Dunkelheit der Nacht herabhing. Sein Mut hatte gereicht, ihn bis hierher zu leiten, und dann . . . dann hatte er ihn verlassen. Der Junge stand da, an eine Hauswand gelehnt, und weinte bitterlich.

Was die beiden, Vater und Sohn, miteinander sprachen, hat nie jemand erfahren. Nicht einmal die Mutter. Es war Männersache. Aber als sie zehn Minuten später zurückkamen, zu der vor Unruhe vergehenden Frau, da war alles ins Reine gebracht.

„Weißt du", sagte der Vater und sah seine Frau bedeutungsvoll an. „Unserem Jungen gefällt sein Name nicht. Da kann man nichts machen, nicht wahr? Und da habe ich ihm versprochen — wo er doch zwei zugelegt bekommen hat, in der Taufe —, daß er fortan Willi heißen soll."

Und dann schubste er den Jungen mit einem freundlichen Klaps zu seinem Bettchen, und das letzte, was die Mutter von ihm sah, ehe die Lampe wieder ausgedreht wurde, war ein helles, strahlendes Gesicht.

Harter Herbst.

Der Herbst hat sich lange gewehrt
Mit rotem und goldenem Schein.
Ein wilder Sturm hat gekehrt,
Die Armut brach jäh herein.

Nur Strohblumen, hart und derb,
Trotzten dem eisigen Hauch.
Der Morgen ist kühl und herb
Wie die rauchblauen Schlehen am Strauch.

Kein Glanz, kein Duft blieb zurück.
Schneewolken ziehen herauf.
Die Kraft und den Mut zum Glück,
Nun Seele, bringe sie auf! —

Frida Schanz.



Bunte Chronik



Sei schön durch die „künstliche Haut"!

Wenn es schon Glasaugen und Wachsnasen gibt — warum nicht auch die „künstliche Haut"? Sie ist die neueste amerikanische Erfindung und soll in erster Linie Schauspielern und Filmschauspielern zugute kommen. Wie oft kommt es vor, daß das Gesicht durch irgendwelche Hautunreinigkeiten, Pickel, Kratzer, Entzündungen, Insektenstiche usw. entstellt ist, eine peinliche Tatsache für den Schauspieler oder noch mehr für die Schauspielerin, die unter allen Umständen schön sein muß! In Zukunft wird es für die Hollywooder Filmstars solche Sorgen nicht mehr geben. Ein Stückchen künstliche Haut wird über die betreffende Stelle geklebt — und kein Mensch sieht etwas. Diese künstliche Haut ist eine Substanz aus schmiegsamem Zellstoff, die haargenau wie die natürliche Haut aussieht, dieser fest aufliegt und alle Bewegungen der Gesichtsmuskulatur mitmacht. Sie kann sogar genau wie das übrige Gesicht geschminkt werden. Freilich wird diese künstliche Haut immer nur ein Notbehelf bleiben, denn sie ist nicht luftdurchlässig, unterbindet deshalb die Hautatmung und würde bei längerem Tragen etwaige Hautübel noch verschlimmern. Immerhin werden die Filmstars froh sein, in schwierigen Fällen einen solchen Notbehelf bei der Hand zu haben.



Lustige Ecke



Abgeblitzt.



„Warum gehen Sie eigentlich mit Sporen, wenn Sie nicht reiten."

„Ja, warum gehen Sie mit Federn, wenn Sie nicht fliegen?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.